

DIE GROSSEN UND DIE KLEINEN HOFFNUNGEN*

Hoffnung hat mit einem Blick in die Zukunft zu tun, aber nicht jeder Blick in die Zukunft ist schon Hoffnung. In der näheren und weiteren Zukunft werden Probleme des Gesundheitswesens sicher eine vorrangige Rolle in unserer Gesellschaft spielen. Dürfen wir diesen Blick in die Zukunft mit Hoffnung wagen? Dürfen und können wir den Blick in unsere eigene Zukunft, die sicher mit dem Tod endet, mit Hoffnung wagen?

Wir erinnern uns, daß der Arztsohn Aristoteles gleich zu Beginn seiner Metaphysik vor mehr als 2000 Jahren die Medizin als „Wissenschaft“ und als „Kunst“ gleichermaßen bezeichnete.

Im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte mußten wir aber den Eindruck gewinnen, daß die „Wissenschaft“ der Kunst in der Medizin davongelaufen ist. Eine rein naturwissenschaftliche Medizin, in der der Mensch als Person immer weniger vorkommt, erzeugt Probleme, die allenthalben den Ruf nach Ethik aufkommen lassen, der man lange Zeit den Wissenschaftscharakter und damit auch Seriosität abgesprochen hatte. Die Fortschritte der naturwissenschaftlichen Seite der Medizin und der Biotechnologie schaffen eine unübersehbare Menge von Folgeproblemen, die ethische Entscheidungen herausfordern. Ist nicht viel mehr Angst als Hoffnung angebracht? Komplexe Fragen bedürfen differenzierter Antworten, die nicht ohne Abwägungsvorgänge gefunden werden können.

So wie alle Abwägungsvorgänge gesellschaftlicher und individueller Art ein Ziel voraussetzen, auf das hin abgewogen wird, so verweist die Frage nach dem Ziel immer auch zurück nach dem Wesen dessen, der ein Ziel verfolgt. Jede ethische Urteilsbildung hat, grob vereinfacht gesprochen, immer diese drei Frageebenen im Auge zu behalten: (1.) Wer oder was ist das, der handelt oder an dem gehandelt wird? (2.) Welche Ziele werden verfolgt und lassen sich diese Ziele in Einklang mit den legitimen Interessen und Pflichten aller Beteiligten in unserer Gesellschaft und ihren Gruppen bringen, mit der globalen Gesellschaft, zu der auch die Armen mit gleicher Würde gehören, und auch die Menschen von morgen, für deren Lebensbedingungen wir heute die Weichen stellen? (3.) Welche Mittel sind zur Erreichung dieser Ziele hinderlich und welche sind förderlich und wie sind die verschiedenen positiven und negativen Aspekte, die mit jedem Handeln gegeben sind, gegeneinander abzuwägen? Heute hat man den Eindruck, daß im ethischen Dialog fast ausschließlich die Frage nach der Risikoabwägung im Vordergrund steht und die nach den Zielen und erst recht die Frage nach dem „Wer“ vernachlässigt werden.

* Dieser Text beruht auf einem Vortrag beim Psychoonkologenkongress in Bad Ischl am 14.11.1999, der eine lebhafteste, zum guten Teil spirituelle Diskussion im Plenum ausgelöst hat. Er spricht in der Perspektive der christlichen Hoffnung die spirituelle Dimension der Palliativpflege und Sterbebegleitung an, die in der WHO-Definition ausdrücklich genannt ist und hat generell die Hilfe bei der letzten Lebensaufgabe des Menschen im Blick.

1. Wer ist ein Mensch ?

Gerade Psychoonkologen aller Richtungen sind sich bewußt, daß bei onkologischen Patienten nicht nur ein Organ, sondern immer ein Mensch mit einer bestimmten einmaligen Biographie mit Leib, Seele und Umwelt krank ist. Die Berücksichtigung bio-psycho-sozialer Regelkreise und Dimensionen sind zweifellos eine Erweiterung des Menschenbildes gegenüber einem rein naturwissenschaftlichen Konzept von Medizin, aber sie greifen noch nicht auf die ursprüngliche Erfahrung von Gesundheit und Krankheit zurück.

Gesundheit und Krankheit sind ja meist nicht für sich selbst erfahrbar: der ursprüngliche Zugang erschließt sich eher an den Übergängen. Wer einigermaßen gesund ist, denkt selten über die Gesundheit nach und wer krank ist, hat nichts anderes im Sinn, als gesund zu werden.

Im Vorgang der Genesung aber erfährt der Mensch eine verborgene Quelle, aus der heraus das Leben sich erneuert und die Kräfte regenerieren. Diese ursprüngliche Erfahrung weist über die bio-psycho-sozialen Regelkreise auf ein Welt- und Geschichtsverhältnis des Menschen im Ganzen und rührt an die Frage nach einem letzten Sinn.

In einer auf Aristoteles zurückgehenden und mit bedeutsamen Variationen in der Philosophiegeschichte durchgehaltenen Formulierung bestimmt der Philosoph die Seele als Lebensprinzip des Menschen dahingehend, daß er sagt: „Anima quodammodo omnia“. Die Seele ist gewissermaßen alles. Der Mensch steht als das weltoffene Wesen nicht nur in einer Beziehung zur Mitwelt und Umwelt, sondern auch in einer sittlichen Beziehung zu sich selbst, die wir Gewissen nennen, und darüber hinaus in einer Beziehung zu grundsätzlich allem was ist, zum Sein im Ganzen.

Wer oder was ein Wesen ist, das zeigt sich nicht in einer Phase oder Teilverwirklichung, sondern erst in der Vollendungsgestalt. „Die Natur ist das Ziel“, das hatte auch schon Aristoteles formuliert. Die Vollendungsgestalt des Menschen ist uns aber entzogen. Jeder Mensch stirbt in einer bestimmten Weise unvollendet mit offenen Rechnungen. Und wer dieser Mensch wirklich ist, ließe sich erst von dieser Vollendungsgestalt sagen. Da sich diese Vollendungsgestalt des Menschen einer empirischen Messung und Beobachtung entzieht, rührt die Frage nach dem Menschen immer auch an die Frage, was der Mensch glaubt zu sein. Glaube in diesem Sinn ist zunächst noch nicht als konfessionell gebunden verstanden, sondern in dem Sinn, daß jeder Mensch mehr oder weniger deutlich sein Menschsein nur in einem umfassenden Vorgriff deuten kann. Auf diesen einzugehen, heißt den Menschen als Person zu würdigen.

2. Unterschiedliche Formen des Menschen, sich auf die noch ausstehende Zukunft seines Menschseins zu beziehen

Wenn Hoffnung das Thema dieser Tagung ist, dann bedarf es einer Vergewisserung dessen, was damit gemeint ist. Nicht jede Form des Menschen, sich auf Zukunft zu beziehen, ist Hoffnung. Dies zeigt schon der Alltagssprachgebrauch, der mit verschiedenen Begriffen auch Verschiedenes bezeichnet.

Da gibt es die in unserer Gesellschaft vorherrschende Weise der *Extrapolation*, empirisch erforschter Gesetzmäßigkeiten in die Zukunft. Wir nennen diese Weise des Zukunftsbezuges meist *Prognose* und kennen deren Tragfähigkeit und Grenzen z. B. vom Wetterbericht, von den Hochrechnungen bei Wahlen aufgrund ganz weniger ausgezählter Stimmen und eben auch in Form von medizinischer Prognose auf der Basis extrapolierter Empirie.

Wir kennen aber nicht nur das objektive Extrapolieren, sondern auch den subjektiv vorstellenden Vorgriff auf die Zukunft, vor allem in der Weise der *Phantasia*. Zukunft gibt es nicht an sich, sondern nur im antizipierenden Bewußtsein. In der Phantasie bezieht sich der Mensch auf das eigentlich Interessante seiner Zukunft, indem er versucht, zeitlich und räumlich ferne Verhältnisse sich richtig vorzustellen und in Beziehung zur Gegenwart zu setzen. Wiederholen kann ich nur das Ereignislose (Peter Handke). Eine rein objektivierende Zukunftshaltung wäre ja bloße Wiederholung des Vergangenen. Wir kennen diese subjektbezogene vorstellende Weise des Zukunftsbezuges vor allem aus der *Planung*. Wenn wir z.B. Urlaubspläne schmieden oder auch Berufspläne oder ganz allgemein Pläne für die Gestaltung unserer Lebensumstände. Der Mensch als das grundsätzlich allseits offene Wesen ist Person, indem er künftige Verhältnisse seines Lebens antizipieren kann und antizipierend sein Leben in Entscheidungen vorwegqualifiziert und so seine persönliche Identität gewinnt.

Es gibt diese Vorwegqualifikation aber nicht nur im Leben des einzelnen, sondern auch in Gemeinschaft und Gesellschaft. Gesellschaftlich prospektive Phantasie begegnet uns vor allem in der Gestalt der *Utopie*. Utopische Phantasie unterwirft die gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände der Kritik, indem sie diese Verhältnisse in Kontraposition zur menschlichen Möglichkeit bringt, die statt der schlechten Realität das zu Denkende und zu Schaffende als Maß nimmt.

Es fällt auf, daß die Utopien als literarische Gattung seit Platons Politeia bis an den Beginn der Neuzeit fast ausschließlich positiv gehalten waren. Die Gesellschaftsutopien der Renaissance z.B. von Thomas Morus, Campanella und anderen beschreiben einen Idealzustand des Gemeinwesens, der durch menschlich gesellschaftliches Handeln – bei Sir Francis Bacon (Nova atlantis) durch Technisierung des Lebens – hergestellt werden kann und soll.

Als gesellschaftlich wirksam und besonders problematisch erwies sich die marxistische Utopie einer klassenlosen Gesellschaft. Alles, was sich dieser Utopie in den Weg stellt, wurde mit direkter oder indirekter Gewalt vernichtet, Strukturen ebenso wie unzählige einzelne Menschen. In unserem Jahrhundert kippte auf-

fallenderweise die literarische Gattung der Utopie ins Negative. Von Huxley bis Orwell beschreiben die Utopien gesellschaftliche Horrorvisionen. Auch die seit Jules Verne weiterentwickelte Gattung der Science Fiction drückt in jüngerer Zeit eine vergesellschaftete Angst aus. Sind nicht auch medizinische Utopien einer mit Gentechnik und Hormonen hergestellten völlig leidfreien Gesellschaft hier anzumerken?¹

Hoffnung ist aber offenkundig etwas anderes als Prognose, etwas anderes als planende Phantasie, auch etwas anderes als Utopie. Hoffnung ist auch etwas anderes als Optimismus. Naturhaft vitaler Optimismus kommt, je weiter das Leben geht, in der Härte dieses Lebens und insbesondere in Krankheit und im Bewußtsein des nahen Todes an sein Ende. Solcher Optimismus kann dann umkippen in Resignation oder aber aus anderen Quellen in Geist und Freiheit eine neue Qualität bekommen.

Mit diesen Überlegungen aber sind wir an die Schwelle dessen gelangt, was nun als Hoffnung positiv bedacht werden muß. Hoffnung setzt jenseits von Optimismus und Pessimismus auf etwas anderes, das auf den Menschen zukommt und ihm zukommt und weder durch gesellschaftliches noch durch technisches Handeln hergestellt werden kann. Die lateinische Sprache kennt zwei verschiedene Ausdrücke für Zukunft, nämlich „Futurum“ als jene Zukunft, die der Mensch grundsätzlich durch eigenes Planen und Arbeiten herbeiführen kann und „Adventus“ als jene Zukunft, die sich aus dem Ankommen und Anwesen eines unsagbaren Geheimnisses ergibt. Im Wort Geheimnis steckt das Wort daheim: Daheimsein in einem Größeren als dem, was wir planen, machen, herstellen und überschauen können. Die Orientierung in diesem Größeren nennen wir zunächst in einem noch nicht konfessionell geprägten Sinn „Glauben“. Hier gibt es keine Beweise mehr durch Wägen, Messen und Zählen. Auch die negative Form des Unglaubens ist auch noch mal eine Form des Glaubens und nicht des empirischen Wissens. So steht und fällt die Frage nach der Hoffnung mit der Frage, ob dieses Geheimnis etwas Gutes oder etwas Böses gibt. Im ersten Fall entläßt der Glaube aus sich Hoffnung, im zweiten Fall der Unglaube Angst. Daß beide in ein und demselben Menschen koexistieren können und faktisch meistens auch koexistieren, entspricht der nüchternen Erfahrung mit uns selbst und mit Menschen, die wir gerade in Krisenzeiten des Lebens begleiten.

3. Die große Hoffnung und die kleinen Hoffnungen

Hoffnung kommt von weiter her als aus vitalem Optimismus, der sich verbraucht, von weiter her als aus Extrapolationen und Plänen, in denen der Mensch immer nur seiner begrenzten Phantasie begegnet; Hoffnung speist sich auch aus anderen Quellen als die gesellschaftliche Utopie, die bei Nichterfüllung nur zu leicht in eine vergesellschaftete Angst umkippt. Aber aus welcher Quelle kommt solche Hoffnung?

¹ Vgl. UNESCO-Deklaration 17b

Zum Bewußtsein des Menschen gehört auch die Dimension der Zukunft über seinen individuellen Tod hinaus: Zunächst einmal in der Form einer unausrottbaren Frage. Der Sinn des Menschenlebens liegt nicht nur in der Vergangenheit, so sinnvoll und erfolgreich sie auch gewesen sein mag, der Sinn des Lebens läßt sich auch nicht nur im Augenblick der Gegenwart – mag er noch so beglückend sein – festmachen („verweile, Augenblick, du bist so schön“ ist eine Illusion), im Menschenleben liegt die Sehnsucht nach einer viel umfassenderen Erfüllung. Hoffnung ist die Einstellung des Menschen gegenüber einer Zukunft, in der es um eine solche Sinnerfüllung geht. Hoffnung richtet sich im Gegensatz zur Angst auf eine positive Erfüllung. Ängste und Hoffnungen wachsen nun bei jedem Menschen höchstpersönlich aus seiner Biographie. Jeder Mensch aber steht auch in einer Gemeinschaft. Diese, vor allem in den Religionen gemeinschaftlich getragenen Sinnerfahrungen sind noch einmal plural.

Hoffnung ist keineswegs nur ein Wunsch, dessen Erfüllung reiner Zufall wäre. Weil man auf einen solchen Zufall nicht hoffen kann, galt bei den Griechen das negative Urteil: Wenn der Mensch mit seinen Kräften und Fähigkeiten am Ende ist und ihn der Mut verläßt, dann fängt er zu hoffen an.

Hoffnung ist vielmehr eine begründete Erwartung, deren Erfüllung aber nicht mit Notwendigkeit erfolgt und die sich nicht aus empirisch erforschbaren Naturgesetzmäßigkeiten physikalischer, biologischer, psychologischer, soziologischer, ökonomischer oder wie immer gearteter Form ableiten läßt. Der Grund der Hoffnung kann nicht wiederum in der Zukunft liegen, so sehr die Inhalte der Hoffnung in der Zukunft zu suchen sind, sondern in jenen positiven geschichtlichen Erfahrungen, die in ihrer Positivität nicht gerade von woanders her ableitbar waren. Wenn ein Mensch sich bisher als treu erwiesen hat, dann hoffen wir, daß er sich auch in Zukunft als treu erweisen wird. Wenn sich im Leben eines Menschen und einer menschlichen Gemeinschaft ein tragfähiger Halt in vielen Ereignissen bekundet hat, dann darf ein Mensch und auch eine Gemeinschaft doch auch in Zukunft auf solche Ereignisse hoffen. Hoffnung zielt also zunächst darauf ab, daß sich gute geschichtliche Erfahrungen auch in Zukunft einstellen.

Zukunft kann nie einfach die bloße Wiederholung von Erfahrungen bringen, denn jede Erfahrung ist zumindest durch ihre Umstände neu. Zukunft bringt immer Neues. So kann Hoffnung, weil sie sich auf Zukunft bezieht, nicht die bloße Wiederholung vergangener Ereignisse erwarten. Insofern zeigt sich dann auch, daß der Mensch immer dann, wenn er an das Ziel der Hoffnung gekommen zu sein scheint, von dem Erreichten nicht völlig zufrieden gestellt ist, im Sinne von Ingeborg Bachmann: „In allem ist etwas zuwenig.“ Alle positiven geschichtlichen Erfahrungen sind im letzten auch ein Versprechen, das noch nicht erfüllt ist, sondern auf weitere Versprechen verweist. Die große Hoffnung und die kleinen Hoffnungen stehen in einem inneren Verweis- und Erfahrungszusammenhang.

Sie haben mich als katholischen Theologen zu diesem Vortrag eingeladen, und ich mache aus meiner reflektierten Überzeugung kein Hehl, auch und gerade dann nicht, wenn ich mit dem Titel dieses Vortrages, der mir bei der ersten telefonischen

Einladung spontan eingefallen ist, das Wort eines großen evangelischen Theologen, Karl Barth, aufgreife.

Nach biblischem Verständnis verdankt der Mensch und alles was da ist, sein Dasein in jedem Augenblick dem seingebenden Schaffen eines uns durchwaltenden und daher niemals auszulotenden personalen Geheimnisses.

Dieses ständige seingebende Schaffen Gottes ist schlechterdings unvergleichlich mit menschlichem Tun und Machen. Es bedeutet Gabe des Seins an das Geschöpf zum Eigensein. Die biblische Botschaft von der Erschaffung durch das Wort bedeutet eine Zusage an die Geschöpfe, Verlässlichkeit des Zugesagten, eine weltüberlegene Weisheit und Freiheit des Schöpfers. Schöpfung ist daher nicht zwanghaft determiniert, sondern Gottes freies Wort, das die Schöpfung selber frei gibt. In der direkten und unmittelbaren Zuwendung dieses Geheimnisses zum Menschen erscheint dieser als Gottes Ebenbild mit der Fähigkeit, als weltoffenes Wesen die sinnvollen Möglichkeiten, die in der Schöpfung angelegt sind, mit seiner Vernunft auszukundschaften und mit rücksichtsvoller Freiheit so zu verwirklichen, daß er dies vor dem Schöpfer verantworten kann. Schöpfung ist also kein Ende, sondern ein Anfang. Nicht fertig und nicht Selbstzweck.

Die biblische Botschaft von der Sünde, die im Niederhalten in dieser Wahrheit und einer unverantwortlichen Abwendung vom Schöpfer besteht, bedeutet eine Warnung an den Menschen, nimmt aber nichts von dessen Begabung mit Vernunft und Freiheit zurück.

Die Schuld des Menschen entfremdet ihn aber nicht nur dem lebendigen Gott und seinen Mitmenschen, sondern auch sich selber und der ihn umgebenden und tragenden Natur. So wie der Mensch nach einem Leben der Entfremdung faktisch stirbt, ist dieses Sterben nicht so, wie es ursprünglich sein sollte, sondern ein entfremdetes Sterben. Schuld und Tod haben also auf diese Weise oft miteinander zu tun.

Die biblische Botschaft läßt den Menschen mit dieser realistischen, aber in Enge und Angst treibenden Wahrnehmung nicht allein, sondern sagt ihm im selben Augenblick zu, daß er nicht fallengelassen wird. Gott wendet sich in der Geschichte immer neu diesem Menschen zu, befreit ihn und zeigt ihm, daß er ein von Gott gerechtfertigter ist. Diese im Glauben so wahrgenommene Geschichte kulminiert im Leben und Sterben Christi, von dem seine Freunde nach seinem Tod von Anfang an sagten, daß sie erfahren haben, daß er lebt. Auferstehung als Anhaltspunkt christlicher Hoffnung über den Tod hinaus bedeutet keine Projektion des Menschen, schon gar nicht Extrapolation physiologischer Gesetzmäßigkeiten, sondern das im Leben bewährte Vertrauen, daß nichts von dem konkreten Leben verloren geht, sondern durch einen unvergleichlichen Neuanfang, der sich unserer Wahrnehmung entzieht, bei Gott selber vollendet wird. Diese Vollendung ist kein statisches Ende, sondern im Abbruch des Todes neu geschenkte Fülle von Leben und Gemeinschaft mit Gott, der in sich selbst Gemeinschaft ist. Dieser Grund der Hoffnung ist aus unserer Geschichte nicht wegzudenken. Ein Leben, das unter dieser Verheißung steht, kann – was immer auch passieren mag – kein hoffnungsloses

Leben mehr sein. Solche Hoffnung kann man nicht machen, weder durch Moral, noch durch Philosophie, sondern nur in dieser Beziehung vertrauenden Glaubens empfangen. Die christliche Hoffnung versteht sich als ein gegenwärtiges Sein in und mit und aus der Verheißung des Künftigen. Sie ist daher immer zugleich die große aber auch eine kleine Hoffnung im Sinne der Zuversicht auf eine Voranzeige der Vollendung der noch im Gang befindlichen Geschichte „ Sie bezieht sich ganz auf das Letzte und Endgültige, aber eben damit auf das Vorletzte und Vorläufige, ganz auf das Ganze, aber eben damit auch konkret auf das Einzelne. Indem diese Hoffnung die Verheißung des Künftigen ergreift, viel mehr von ihr ergriffen ist, ist sie die große Hoffnung. Gibt es aber auch die kleinen Hoffnungen für heute und morgen, dann darum weil Gott der Zukünftige ist“.²

„Wo die große Hoffnung ist, da entstehen für die nächste Zukunft notwendige kleine Hoffnungen, kleine, die in der großen ihren Grund und Halt haben, relative bedingt in ihren einzelnen Inhalten auch fehlbare und jedenfalls korrekturbedürftige, aber in diesen ihren natürlichen Grenzen echte Hoffnungen.“³

Der gläubige Christ will und kann niemandem diese Hoffnung aufdrängen, aber er darf sich als Platzhalter und Stellvertreter derer verstehen, die diese Hoffnung nicht teilen können, ihre Hoffnung anders artikulieren oder keine Hoffnung zu haben meinen. Christen sind inmitten dieser vielen anderen solche, die solidarisch auch für diese hoffen dürfen.

Jeder, der Menschen in der Krise lebensbedrohlicher Krankheiten oder gar im Sterbeprozess unmittelbar begleitet, weiß, daß man dem Patienten dadurch hilft, daß man auf seine Sorgen und Ängste, seine Verzweiflung und sozialen Konflikte eingeht und ihn darin genauso würdigt wie in seinem Mut und seinen im Leben bewährten Konfliktlösungsstrategien. Es gibt immer noch Ansatzpunkte für kleine und kleinste Hoffnungen, solange der Mensch lebt. Wem es gelingt, bei diesen anzuknüpfen und dem Patienten zu helfen, davon ausgehend mit seiner großen Hoffnung in Verbindung zu treten, der hilft ihm am meisten.

² K. Barth. Kirchliche Dogmatik, IV-I, 131

³ A.a.O. 133.